

[35]

Unverföhnlich.

Roman von C. S. von Dedenroth.

Wieder waren einige Tage verfloßen, während deren Agathe mit Unruhe erwartete, ob etwa von den Personen, denen sie andere Baunoten geschickt, Nachrichten einliefen, da ward ihr plötzlich gemeldet, der Politkommisfar ** wünschte sie zu sprechen.

Man hört oft die Beschwerde, daß die Bevorzugung, welche Personen höherer Stände durch Rücksichten zuteil wird, die Gleichheit vor dem Gesetze illusorisch mache: wenn wir unter dem Begriff der „höheren“ Stände alle Personen verstehen, welche durch Geburt, durch Erziehung und gewöhnliche Lebensanschauungen, durch Bildung und Verste mit Gebildeten, oder auch nur durch den Konjunkt des Reichthums ein reizbares Gefühl für Verhöhnung mit der Defensivkraft erhalten, so wird man gerade die bevorzugten Stände in den meisten Fällen von dem Gesetze benachtheiligt sehen.

Für Leute von dem Gesetze benachtheiligt sehen. Für Leute von dem Gesetze benachtheiligt sehen. Für Leute von dem Gesetze benachtheiligt sehen.

Die gefeierte Tochter eines Ministers, die Gattin eines Mannes, der mit an der Spitze der Regierung des Kaiserthums in dem er geboren, gestanden, die schöne stolze Frau, welcher die Würdenträger des Landes nur allzuwenig genäh, sollte einem untergeordneten Beamten, einem Manne, dessen ehrsüchtigen Gnuß sie ebendam vorübergehen auf der Straße kaum beachtet, Rede stehen. Da Erkerbeck wegen schmerzlichen Lebens das Bett hütete und der Beamte sich trotz dessen nicht entfernte, mußte sie die verlangte Auskunft geben, und das Schlimmste war, daß eine böse Meinung sie beunruhigte, es konnte sich um eine Angelegenheit handeln, welche sie um jeden Preis vor aller Welt, selbst vor ihrem Gatten, geheim gehalten wissen wollte. Sie hätte vor Schwam in die Erde sinken müssen, wenn es bekannt geworden, daß sie — nicht um die Ehrenschanden ihres Sohnes zu denken, sondern weil sie das dazu bestimmte Geld für Eitelkeiten verschwendet, heimlich einen unbekanntem Händler aufgesucht, Familien-Zwelen zu verkaufen.

Und ihr Könen täuschte sie nicht, es war diese Angelegenheit, welche den Beamten herfürzte. Er trug die Uniform der Polizei, es mußte schon Aufsehen gemacht haben, daß er das Haus betreten. Er entschuldigte sein Erscheinen nicht, seine ganze Haltung verrieth den Subalternbeamten, der im stolzen Selbstgefühl seiner dienstlichen Würde einen Auftrag vollzieht und sich zu keiner besondern Höflichkeit veranlaßt glaubt. So stolzer und vornehmer ihm Agathe gegenübertrat, um so streif militärischer stand er da, kühl, unzugänglich, wie aus hartem Holze geschnitten.

„Ihr Mädchen“, begann er, „hat beim Kaufmann Müller am vorigen Mittwoch einen Hunderthalerschein geschickt. Die Manufakturhandlung von Solanger hat zwei, das Wobemagazin von Erlach in ** einen Hunderthalerschein von Ihnen durch die Post erhalten. Ich bin beauftragt, bei Ihnen anzuklagen, ob und von wem Sie eine Zahlung erhalten, bei welcher sich mehrere Hunderthalerscheine befanden, und ob der Herr Präsident sich vielleicht die betreffenden Nummern notirt hat.“

„Sind die Baunoten etwa falsch?“ fragte Agathe, der Antwort ausweichend in kurzer, hochfahrend ablehnender Weise. „Nein. Aber —“

„Dann hat niemand sich darum zu kümmern, wofür ich sie habe“, rief Agathe, ihn unterbrechend. „Ich habe mit einigen Hunderthalerscheinen Rechnungen bezahlt. Ich notire mir

keine Nummern. Ich finde es überhaupt sehr dreist, mich fragen zu wollen, woher ich meine Einnahmen erhalte. Be zweifelt etwa die Einkommensteuerkommission die Wahrheit der Angaben eines hohen Beamten? Wird hier Kontrolle über die Ausgaben einer Dame geführt?“ Agathe sprach das in leidenschaftlich erregtem Tone. Sie glaubte, empört sein zu dürfen.

Der Beamte hatte die Instruction, sich nur eine verantwortliche Auskunft zu erbitten, aber die Beweggründe zu der Recherche nicht zu nennen. Es war ja möglich, daß der Präsident auf eine ihn nicht kompromittirende Weise in den Besitz von Baunoten gekommen, welche aus dem bei der Ermordung Glimmer's vor einem halben Jahre verschwundenen Gelde herriührten; lautete die Auskunft betriebend, so wollte man in aller Stille die Spur weiter verfolgen. In keinem Falle glaubte man annehmen zu dürfen, daß der Präsident geraubtes Geld so lange verborgen und jetzt erst zur Ausgabe gebracht, er wäre ja alsdann der Mithilfschuldige des Raubmörders, der Hehler, gewesen.

„Ich habe Befehl, genaue Auskunft zu erbitten“, erwiderte der Beamte, „ich soll fragen, von welcher Person der Herr Präsident v. Erkerbeck die Baunoten erhalten hat.“

„Und wenn ich mir die unbefugte Einmischung in Privat-Angelegenheiten verbitte, wenn ich die Auskunft verweigere?“

„Dann muß ich Meldung darüber machen und Sie werden wahrscheinlich eine Einladung aus Gericht erhalten.“

„Inerbrüt. Ich werde Beschwerde führen. Ich verweigere die Antwort!“

Der Beamte machte Miene, sich mit diesem Bescheide zu entfernen. Agathe hielt ihn zurück, Der Beamte, eine gerechliche Verladung zu erhalten, war noch entschwieger, als dieses Verber. „Dann mußte sie Erkerbeck Rede lesen, heute konnte sie hoffen, die Angelegenheit selber zu erledigen. „Ich will, um mir jede Befristung zu ersparen“, sagte sie, „mich verpflichten, für jeden etwaigen Schaden aufzukommen. Sind es etwa gestohlene Scheine?“

„Ich habe nur die Frage zu stellen, woher der Herr Präsident das Geld erhalten, wann und von wem?“

Agathe lachte bitter auf. Sie wünschte, es könne sich nur um eine Steuerkontrolle handeln, wenn sie dreist eine unwahre Angabe mache, könne niemand sie weiter zur Rede stellen.

„So antworten Sie den Reugierigen, welche Sie geschickt“, verjeste sie, „daß ich das Geld meiner Sparkasse entnommen. Hoffentlich wird man mir Glauben schenken, wenn ich sage, daß ich früher in der Lage gewesen, mir einige Hunderthalerscheine zurückzuliegen. Mein Gatte weiß nichts davon, es wäre also überflüssig, denselben zu belästigen. Habe ich damit, ohne es zu wollen, Steuerdefraudation begangen, so werde ich einfach eine Buße zahlen.“

„Ich habe nur noch zu bemerken“, entgegnete der Beamte, „daß Ihre Auskunft eine verantwortliche ist, welche Sie, wenn es geordert wird, beschwören müssen.“

Agathe wuschelte die Farbe. Sie erschrak, aber ihr Stolz hätte es nie veranlaßt, sich selber vor einem untergeordneten Manne Kigen zu strafen. Die Bemerkung war auch wohl eine Phrasen pedantischer Formen, es erschien ja fast lächerlich, daß man sie vor Gericht ziehen, einen Eid darüber fordern sollte, daß sie ihr Geld auf rechtliche Weise erworben habe.

Die Meldung des Beamten über die erhaltene Auskunft ward vom Unterrichtsrichter, der die Glimmer'sche Angelegenheit führte, Sander mitgetheilt. Da auch in Kassel, wo Herbert sich augenblicklich aufhielt, eine Baunote aus dem Raube zum Vorschein gekommen, erschien die abermalige Verhaftung Herbert's fast geboten, und sie wäre trotz aller Vorstellungen

unter die Rothliebenden vertheilt. Dies Brot erhielt den obigen literarischen Namen, aus dem der Volksmund Bonapartend, Bonapartend, Bonapartend machte. Ein Thurm vor den osnes-brüder Stadtmauern in der Nähe der log Hofermühle, in welchem solches Brot gebacken wurde, heißt heute noch der Bernsteinsturm.

Ein gemüthlicher Einbrecher, so berichtet man der „Tgl. Rundschau“, hatte kürzlich nach einer Wüdnerei des Dorfes Breisgatz bei Ethena seinen Besuch abgestattet. Besagte Wüdnerei liegt ziemlich am Ende des Dorfes und ist zur Zeit nur von der Wüdnerei benommt, einer Wüdnerei, aber noch recht rüstigen Witwe. Diese lag auf ihrem Bette, als sie hörte, daß sich jemand in der Stube bewegte. In der Meinung, es sei ihr in Dorfe wohnender Schmeigler, welcher sich oft nach ihr umsieht, rief sie, er solle sich die neben dem Bette liegende Lampe anzünden. Der vermeintliche Schmeigler jündete aber zunächst ein Licht an, welches er bei sich führt, danach auch noch die Lampe. Nun sieht die Grestin einen ihr völlig unbekanntem Menschen vor sich, sie kommt aber nicht aus der Fassung und es entspinnt sich folgendes Gespräch. Sie: „Wai wist du hier?“ — Er: „Ich will Geld hebb'n.“ — Sie: „Ja hebb' ihr gor nids.“ — Er: „Wo best du 't denn?“ — Sie: „Dat's all bi d. W. (dem Manne einer Entlein).“ — Er: „Wo best denn bin Spachschänder?“ — Sie: „Dei lund of hi em, und wenn hi mit of bod leist. Geld finnit doch nids.“ — Der Einbrecher stand vor ihrem Bette und hatte nach Aussage der alten Frau ein Beil über dem linken Arme hängen. Als er sich nun in der Stube umsieht, gleitete sie bedende vom Bette herunter, eilt nach der nahen Schiede und hloft hier aus Fenster. Bevor jedoch die aus dem Schloße gemeldeten Bewohner erscheinen können, geht die unerwartete Alle schon wieder ins Haus zurück, legt sich wieder auf ihr Bette und betet in Gegenwart des Einbrechers alle ihr gerade befallenden Gesänge und Sprüche. Als der Nachbar erkeint, hatte der Dieb sich gerade entfernt, und die Alte meint: „Der Böden leit bei woll nich verdragen künnt.“

Frage und Antwort. D. A. M. (heim Abbotaten): Für eine einzige Frage nehmen Sie doch gewiß nichts! Advokat: „D nein, anadige Frau, nur für die Antwort.“

Romans. Macht Ihr Kränlein Todter schon tüchtige Fortschritte auf dem Klavier? So gewiß: Wenn sie mit ihrem Lehrer quatermeins spielt, ist sie ihm immer zwei Takte voraus.“

Eine durstige Seele. Die „Autorenverein Bl.“ Nr. 16 enthält folgende Anzeige: „Sonntag Abend gingen an der Station ein Zigarettenschmuck und ein Paar Handtücher verloren. Abzugeben bei Max v. K., Augustinerstraße a. g. r. n.“

Theaterkritik. Lieutenant: „Unteroffizier, welche Leute haben denn getrunken als Statisten im Theater jungirt und dabei das Stück total verborben?“ — Unteroffizier: „Nier der Lehmann, der Peter und der Krampfuhl.“ — Lieutenant: „D, ihr vernagelten Schafköpfe! Marschiren könnt ihr nicht, schiefen könnt ihr nicht und nun könnt ihr nicht einmal — Theater spielen!“

Litterarische Plaudereien.

Von A. B.

Vor wenigen Monaten ist der treffliche Historiker Wilhelm Maurenbrecher, der den letzten Theil seines Lebens der benachbarten Hochschule Leipzig als beliebter und verehrter Lehrer angehörte, aus dem Leben geschieden, vor der Zeit, denn er hatte noch nicht das vierundfünfzigste Lebensjahr vollendet. Maurenbrecher hat einem großen Kreise deutscher Väter ein Vermächtniß hinterlassen, das eine dankbare Aufnahme verdient, sein volkstümliches Buch „Geschichte des Deutschen Reiches“ 1850—1871. Leipzig, Verlag von C. E. M. Pfeffer. 1882. Den Ruhm des Gelehrten wird das Buch freilich nicht vermehren. Es ist aus akademischen Vorträgen hervorgegangen, die Maurenbrecher in den letzten Jahren in Leipzig gehalten hat, und die, wie es scheint, seinen Vorkenntnissen über ältere Perioden der Geschichte an Tiefe der Fundamentierung doch wohl nicht ganz gleich kamen, und es verleiht diesen Vorlesungen nicht. Inzwischen hat der Verfasser das vorläufige Manuskriptmaterial sowie die Einzelvorlesungen auf dem betreffenden Gebiete und die zusammenfassenden Darstellungen, welche zu bedeutamen Zeitraumes gemässen mit benutzt und seine Darstellung ist der von Duden's „Zeitalter des Kaisers Wilhelm“ (seiner Zeit in dieser Zeitung besprochen) dadurch überlegen, daß er Einzel's klassisches Werk, die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., ferner die Memoiren des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha und andere memoirenartige Veröffentlichungen vollständig benutzen konnte und auch gewissenhaft benutzt hat.

Maurenbrecher behauptet selbst nicht, daß er alle und jede persönliche Zuneigung und Abneigung von sich abgetrennt habe, als Tacitus erklärte, er werde Rom's Geschichte von Tiberius' Regierungsantritt bis zu Nero's Tode „sine ira et studio“

schreiben, da konnte er singulieren, „quorum causa procul habeo“, denn es war mehr als ein Menschenalter seit Rom's Tode verlossen; so er von den Lebenden aber könnte sagen: „Ich gedente der Kämpfe um Deutschlands Einigung, ohne Liebe und Haß, deren Ursachen mir fernliegen.“ Was man von dem Geschichtsschreiber seiner Zeit verlangen kann, ist „ein ehrliches Streben nach Parteilosigkeit und Selbstständigkeit des Urtheils“, und das findet man bei Maurenbrecher. Er schreibt ohne Schmeichelei und ohne Uebelwollen. Wenn er findet, daß die Memoiren des Herzogs von Koburg unter andern auch das Verdienst hätten, den Ruhm, der die Geschicht des einst so volkstümlichen Fürsten umgab, zu zerstreuen, so entpricht das nur der Wahrheit; und wenn das Lebenswerk des Fürsten Bismarck uns hier in gemäßigter Größe vor die Seele gestellt wird, so ist das ein Vorzug, der dem Buche nur Freunde gewinnen kann, denn der Bismarck dieser Epoche ist eine Erscheinung, die in der Weltgeschichte kaum ihresgleichen hat. Wenn der Bismarck der späteren Epoche manches gethan hat, was die Sympathien eines überwiegend liberal gesinnten Volkes beinträchtigen konnte, so wird die Erinnerung an diese Dinge eint verschwinden, wie Wellen, die den Gehel eines Virensberges umgeben, und die Nachwelt wird in ihm verehren, was der Historiker der großen Zeit allein dazustellen den Vorzug hat, den willensstarken und geistesmächtigen Schöpfer des neuen Deutschen Reiches.

Maurenbrecher hat kein Werk seinen Söhnen gewidmet, zur Belehrung, zur Erhebung, zur Nachachtung, und so möge es auch auf tausende von Vötern belebend, erhebend und dauerndliche Gewinnung fördern wirken.

Nicht erhebend, sondern niederdrückend muß die Geschichte eines deutschen Königs wirken, der in jener großen Zeit sich auch ein Verdienst um die Schöpfung des Deutschen Reiches erworben hat, aber später in Geistesnacht verfallen, sündlich gendel. Und doch steht in Karl von Heigel's Buch über König Ludwig II. von Bayern* das verübende Element nicht ganz. Als jene furchtbare Katastrophe im Starnberger See die Welt erschütterte, war die Saalezeitung eine der wenigen Zeitungen, die für den unglücklichen Monarchen den Tod lachend zum Wüder geworden war, nur Worte der Theilnahme hatte. Der Verfasser jenes Artikels hatte schon Jahr um Tag vorher in München aus bester Quelle so schon zuverlässig und genaue Nachrichten über den Geisteszustand Ludwig's II. erhalten, daß er in ihm nur einen unheilbar Wahnsinnigen, einen des höchsten Mitleides würdigen Unglücklichen sah.

Von der Zeit an, da sich die Schleiter dicht und dichter über den Geist des Enkels Ludwig's I. zu senken begannen, hört er auf, vor dem Richterstuhle der Geschichte verantwortlich zu sein. Will man würdigen, was er als Mensch, als frommgenetiger Sterblicher werth war, so muß man die ersten zehn, aber noch lieber die ersten sechs Jahre seiner Regierung betrachten und nicht minder auch die Jugendzeit des Königs und die Umstände, unter denen er aufwuchs.

Es ist ein großes Verdienst von Heigel, den als sogenannten „Hofdramatiker eines wahnsinnigen Königs“ höchst ungerechte Vorwürfe getroffen haben, daß er seinen Gegenstand mit menschlichem Wohlwollen für einen von Hause aus nicht unedeln Mann, aber auch mit erstem Streben nach Wahrheit behandelt. Ludwig's Erziehung war verfehlt, „des Lebens beste Fremde, das Gedächtnis der ersten Jahre“ war ihm verlag gewesen und, wie er nicht erzogen war, sich mit Menschen zu betheuern, so leuchtete später seine Bildung auch nicht aus, um ihn zu einem Geiste wie Goethe tiefer und inniger Beziehungen finden zu lassen. Das Goethe'sche und innigere Verhältnis war auch in seinen letzten Jahren für ihn das Höchste. Später zeigte er sich in seinem Gedächtnis um so findlicher, je mehr der erbliche Keim des Wahnsinns sich entwickelte. Als Regent aber begann er seinen Lauf in lobenswürdigem Weise. Seine Entscheidung im Juli 1870 ist ein ewiger Ruhmesittel für ihn und sein Festhalten an Döllinger und an dem Minister Lub zeigen, daß er, ein frommer Katholik, doch ein Verhängnis dafür hatte, was das höchste Interesse seines dem Glauben seiner Bürger nach gehaltenen Volkes gebrach. Von Herzogthümern und von künftigen Einnahmen hat er in früherer Zeit viel Broden gegeben, freilich auch von krankenhaftem Eigennutz und Neid.

Aber, wie auf dem Gebiete der Politik, so hat Ludwig II. auch auf dem Gebiete der Kunstpflege ein Verdienst, dessen Würdigung im Laufe der Jahrzehnte, je vielleicht Jahrzehnte wächst: das Verdienst um Richard Wagner und um Richard Wagner's Kunst. Nun und immer höher der vom Schicksal verholte Künstler ohne eines Königs Hilfe seines Schaffens Wübel erreicht.

Heigel's Buch ist eine gute That. Wir besorgen, wenn wir es lesen, innig den Mann, den das Schicksal so schwer getroffen hat, und fühlen erquickert die Wahrheit des Wortes des Blatinthen:

Herr, wie gar nichts sind doch alle Menschen!

* Stuttgart. Verlag von Adolf Wenz a. Co. 1893.

Verlag und Verlag von Otto Corder in Halle a. d. S.

